

WOFÜR **LEBEN** WIR?

Wer Gastgeber davon abhält, ihren Job zu machen, muss mit Unterbrechungen rechnen. Franziska Petri und Stefan Fichtner sitzen an diesem Adventssonntag in einem Hinterzimmer ihres Restaurants, die Tür ist zu, aber das bleibt sie nicht während dieses zweieinhalbstündigen Gesprächs. Eine ältere Frau lugt rein. Sie wolle sich nur kurz verabschieden, sagt sie, es sei wieder so schön gewesen. Die Tür geht wieder auf, eine Kellnerin: »Könnte jemand mit am Tresen helfen? Es ist sehr voll gerade.« Stefan Fichtner geht und wird gleich gebraucht. »Stefan, welchen Rosé trinke ich immer bei euch?«, fragt ihm eine Frau an der Bar. 2017 sind die Schauspieler Franziska Petri und ihr Mann Stefan Fichtner aus Berlin nach Werder an der Havel gezogen, westlich von Potsdam gelegen, auf eine kleine Altstadtinsel mit viel Kopfsteinpflaster und alten Bäumen. Dort haben sie zwei Jahre später das Duval übernommen und daraus einen Ort gemacht, der an ein südfranzösisches Bistro erinnert.

Christ&Welt: Wann gehen Sie nachts ins Bett und sagen: Das war ein erfüllter Abend?

Franziska Petri: Nach Abenden wie gestern. Da hatten wir die sechzigste Geburtstagsfeier eines unserer Stammgäste. Er wollte ein ganz persönliches Fest und hatte sich Reh gewünscht, auch eines meiner Lieblingsmenüs. Ich stamme aus einer Jägerfamilie und kenne mich daher gut mit Wild aus. Als zum Dessert unsere Pawlowa-Torte kam, sang das Geburtstagskind ein Hohelied auf unsere Küche, das ist natürlich ein besonderer Moment. **Stefan Fichtner:** Er ist ein wilder Typ und wollte unbedingt, dass getanzt wird. Wir wussten das, seine Gäste aber nicht. Er hat nicht lockergelassen, am Ende haben alle auf den Tischen getanzt, herrlich.

C&W: Wie beschreiben Sie Ihr Restaurant Menschen, die es nicht kennen?

Fichtner: Viele nennen es einen Zauberort, an den man kommt und aus der Zeit fällt. Das finde ich sehr schön.

Petri: Ein Ort, an dem man sich wie im Urlaub fühlt. Das war von Anfang an unser Wunsch. Wir sind in der ersten Zeit hier immer in die Havel gesprungen, bevor wir das Restaurant geöffnet haben, das fühlte sich an wie in Kroatien oder Südfrankreich, wo ich die einprägsamsten Momente mit kleinen Restaurants hatte. In Kroatien stand so ein winziges Haus an den Meeresklippen, da lebte ein Fischer mit Rauschebart und langen Haaren. Der brachte seinen Fisch, bereitete ihn zu, wir saßen auf Steinen, er hat uns eine Flasche Wein gebracht, machte das alles so nebenher. Das ist für mich die schönste Form der Gastronomie.

Fichtner: Urlaub und zugleich ein Zuhause. Denn wir leben von unseren Gästen, die immer wiederkommen. Das Duval liegt eher versteckt. Wir sind also darauf angewiesen, sie so zu beglücken, dass sie unbedingt wieder zu uns kommen wollen.

C&W: Was tun Sie dafür, dass die Gäste sich wie im Urlaub fühlen?

Fichtner: Wir haben keine Uhr, wobei, wir haben eine, aber die ist ganz alt und die steht still.

Petri: Wir haben auch keine Karte. Die Gäste können sich der Illusion hingeben, dass sie bei Freunden eingeladen sind, die für sie kochen. Wenn du eine Karte in der Hand hast, fängst du an zu vergleichen, man kommt in einen Modus. Das wollen wir nicht. Das Allerschlimmste ist doch, wenn die Karte zu einem Satz wie diesem führt: Ich nehme Nummer 23.

Fichtner: Eine Karte ist immer Stress, du hast 50 Getränke zur Auswahl und weißt gar nicht mehr, was du willst. Wir kommen an den Tisch und fragen: Was trinkt ihr gerne? Damit beginnt ein Gespräch.

Petri: Wir wollen unsere Gäste kennenlernen und ihnen etwas geben, was sie verzaubert. Bestimmte Dinge erzeugen eine Magie, die Menschen glücklich macht.

C&W: Was zum Beispiel?

Petri: Wir haben einen großen goldenen Gong. Bei Veranstaltungen setzen wir den ein, um etwas anzukündigen. Dann gucken alle mit leuchtenden Augen, das ist wie das Bimmeln unterm Weihnachtsbaum. Oder Macarons, diese kleinen französischen Kekse. Über die freuen sich viele wie kleine Kinder.

C&W: Was erzeugt noch Magie?

Petri: Musik natürlich. Wir lieben Georges Moustaki, diese französische Melancholie. Und Cesária Évora aus Kap Verde, da hat man das Gefühl, es ist heiß, ich habe heute nichts mehr zu tun, ich kann mich entspannen. Blumen noch, wir haben einen kleinen Betrieb im Nachbarort, die machen uns ganz wunderbare Sträuße, die alle bezaubern. Feuer finde ich auch toll, gerade im Winter arbeiten wir viel mit Feuerschale und Kerzen. All die ursprünglichen Elemente. Und im Sommer haben wir vor dem Haus eine große weiße Tafel aufgestellt, dann gab es Tango von einem Ensemble der Deutschen Oper und die Leute haben um unsere Linde getanzt. Alles in Weiß, ein tolles Menü, guter Wein. In dieser lauen Nacht haben wir uns gefühlt wie irgendwo am Mittelmeer.

C&W: Schaffen Sie so einen Zusammenhalt?

Petri: Viele lernen sich darüber kennen, ja. Der Abend bleibt in ihnen haften.

Fichtner: Und wir Gastgeber lernen die Menschen so auch viel intensiver kennen, als das in anderen Restaurants der Fall ist. Viele bleiben bei uns sehr lange, manche fangen mit einem Stück Kuchen an und sind dann um Mitternacht immer noch da.

»Dann gucken alle mit leuchtenden Augen«

Eine erfüllende Gemeinschaft und Abende, die magisch werden – danach sehnen sich gerade an Weihnachten viele. Wie kann das gelingen?

Die Gastronomen Franziska Petri und Stefan Fichtner haben ein paar Ideen **INTERVIEW VON SONJA HARTWIG UND KILIAN TROTIER, FOTOS VON LENA GIOVANAZZI**



Franziska Petri, 51, hat in mehreren Filmen die Hauptrolle gespielt. In »Schattenwelt« spielte sie die Tochter eines von der RAF getöteten Mannes, in »Für Miriam« eine Lehrerin, die unverschuldet in einen Verkehrsunfall verwickelt wird, bei dem eine Rollerfahrerin stirbt, und mit ihrer Schuld hadert, in »Hotel Auschwitz« eine Schauspielerin, die mit einigen anderen Darstellern an den Ort des Grauens fährt. Für ihre Rolle in »Für Miriam« wurde sie auf der Berlinale als beste Schauspielerin ausgezeichnet. Stefan Fichtner, 48, hat Festivals kuratiert und geleitet, unter anderem das Filmkunstfest in Schwerin und das Saas-Fee Filmfest in der Schweiz.

»Ich habe gemerkt: Je weniger egoistisch ich bin, desto zufriedener bin ich.«

Das haben wir zum Konzept gemacht und bieten abends Menüs an mit drei oder vier Gängen. Kein Durchlauf, sondern Verweilen.

C&W: Wo Menschen viel Zeit verbringen, geht es nie nur harmonisch zu. Was war der größte Streit im Duval?

Petri: Einmal wurde es draußen plötzlich laut. Zwei Gäste haben sich richtig angebrüllt. Da ging es um was ganz Spezielles, wie in Indien die Corona-Situation ist. Das war heftig, aber eigentlich finde ich das gut, wenn bei uns gestritten wird. Wir wollen ein offenes Haus sein, wo jeder seine Meinung sagen darf. Daran krankt es doch gerade in unserer Gesellschaft, dass Menschen mit unterschiedlichen Ansichten gar nicht mehr miteinander sprechen. Im Sommer sitzen die Leute bei uns auf der Treppe, rauchen, trinken und diskutieren. Da wird es auch mal laut, ich mag das, besser sich offen ins Gesicht sagen, was man anders sieht, als sich zu verstecken.

C&W: Worrüber wird da gestritten?

Fichtner: Über alles, was die Menschen bewegt. Corona war natürlich ein Riesenthema. Neulich ging es am Tresen hoch her, da stritten sich ein paar Männer darüber, wie wir mit Flüchtlingen umgehen sollen. Und dann der Krieg in der Ukraine und die Gaspreise.

C&W: Sie haben vorher im Prenzlauer Berg gewohnt. Wie anders ist Werder?

Petri: Der Prenzlauer Berg ist eine Blase, die gibt es hier nicht. Hier hast du die Obstbauern, die eine DDR-Vergangenheit haben, dann die Architekten und Rechtsanwälte, die sich die schönen Häuser am Wasser gekauft haben. Dazu noch junge Familien, die nicht mehr in Berlin leben wollen. Und die ganzen Touristen. Da gibt es eben Spannungen, aber mit genug Wein und Bier mögen sich alle. Das ist natürlich ein Spaß, was aber stimmt: Sie alle kommen hierher, um eine gute Zeit zu haben. Sie suchen Zusammenhalt, nicht Streit.

C&W: Sie haben diesen Ort in Werder an der Havel aufgebaut, obwohl Sie mit der Stadt vorher nichts verbunden hat. Warum haben Sie die Gemeinschaft in der Fremde gesucht?

Petri: Ich habe einen Film gedreht ganz in der Nähe, im großen Garten einer Rosenvilla. Da war ich drei Monate im Grunde nur draußen. Als ich zurückgekommen bin nach Berlin, wurde mir schlecht an den großen Straßen, ich konnte den Dreck und die Autos nicht mehr ertragen. Dann war das Fügung, dass auf dem Reiterhof, auf dem ich die ganze Zeit während des Drehs gewohnt hatte, eine Wohnung frei wurde. Da sind wir hingezogen, um das Leben auf dem Land auszuprobieren. Unsere Tochter liebte die Stadt, aber mit den Pferden konnten wir sie überzeugen. Als sie eingeschult wurde, suchten wir nach einer Schule, und die fanden wir mit der Waldorfschule in Werder, das war 2017.

DIE SINN INTERVIEWS

Wir interviewen Persönlichkeiten unter der Leitfrage »Wofür leben wir?«. Etwa die Influencerin Cathy Hummels, den Hirnforscher Gerd Kempermann, die Autorin Sarah Diehl oder den Alternativen Nobelpreisträger Tony Rinaudo.

C&W: Mit Gastronomie hatten Sie beide bis dahin nichts zu tun.

Fichtner: Nein, ich habe Filmfestivals kuratiert und Franziska ist Schauspielerin. Wir haben uns das auch nicht vorgenommen, das kam auf uns zu.

Petri: Das Duval liegt nur zwei Minuten entfernt von der Wohnung, in die wir zogen. Als ich das erste Mal vorbeiging, war es geschlossen. Ich habe durch die Fensterscheiben geschaut und gedacht: Wow, das ist ja wie in Südfrankreich, ein wunderschönes Café, die alte Linde davor, das Kopfsteinpflaster. Damals war das ein Weinladen, den Philippe Duval geführt hat. Einmal im Monat gab es eine Party, zu der sind wir gegangen, und da haben sich die Sachen miteinander verbunden.

Fichtner: Es war nicht nur leicht. Wir wurden von den Leuten belächelt: Die haben doch keine Ahnung, kriegen die das wirklich hin?

Petri: Ich war am Anfang vor allem die Schauspielerin, die die Leute kannten. Ach, zu der gehen wir mal und dann bringt die uns auch noch einen Kaffee. Ich habe mich damals gefragt: Kann ich das wirklich machen? Verliere ich nicht mein Gesicht, wenn ich bediene? Ich habe aber schnell gemerkt, dass das Gegenteil der Fall ist. Ein guter Kellner ist auch ein guter Schauspieler, man muss oft spontan und charmant mit unvorhergesehenen Situationen umgehen, zum Beispiel wenn Leute kamen und uns zeigen wollten, wie es geht – oder uns erklärt haben, was an diesem Ort bitte nicht geht.

C&W: Wie haben Sie darauf reagiert?

Petri: Offensiv. Wir sind zu ihnen gegangen und haben sie eingeladen, die ganzen Nachbarn an einen großen Tisch. Wir haben sie bewirtet und gefragt, was ihre Befürchtungen sind.



Seit 2019 betreiben Franziska Petri und Stefan Fichtner das Duval in Werder an der Havel.

Fichtner: Nach dem Bankett hat sich die Stimmung gedreht.

Petri: Unsere Nachbarn akzeptieren auch, dass wir mittlerweile regelmäßig Konzerte veranstalten. Von internationalen Künstlerinnen und Künstlern, die wir für ihre besondere Musik schätzen: Indie, Chanson, Funk, stilistisch sind wir ganz offen. Überhaupt bewegen wir uns immer weiter weg von einem normalen Restaurant. Wir bieten Seminare an, die über mehrere Tage gehen, und ich habe einen Salon gegründet, in dem wir über so verschiedene Dinge diskutieren wie regionales Essen und alternative Finanzsysteme. Das ist das Großartige an diesem Ort: Du kannst alles ausprobieren, was du willst.

C&W: Ein Gasthaus definiert sich über seine Stammgäste. Wer ist das bei Ihnen?

Fichtner: Wir haben zum Glück viele. Da gibt es zum Beispiel eine sehr liebe Nachbarin, einer unserer ältesten Stammgäste. Als Corona kam und ihre Kinder nicht mehr wollten, dass sie unter Leute ging, sind wir zu ihr, sie saß im Fenster, hat Platten aufgelegt, wir haben gemeinsam gesungen und getanzt und ihre Schnäpse getrunken. Jetzt ist sie im Altenheim, aber sie kommt immer noch manchmal in den Laden, wir holen sie und bringen sie auch zurück.

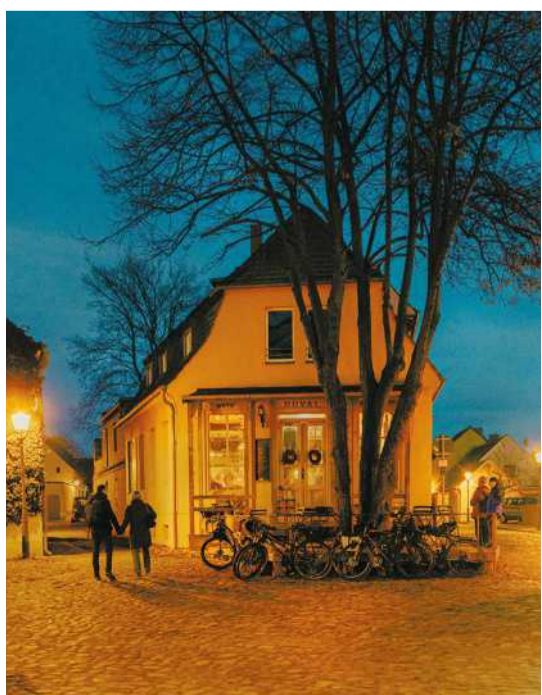
Petri: Dann gibt es einen Stammgast, der immer Überraschungseier dabei hat. Immer. Manchmal haben wir so viele, dass wir denken: O nein, nicht schon wieder. Ich mag ihn sehr.

Fichtner: Und manchmal ist man auch Seelsorger. Eine Nachbarin war früher oft mit ihrem Mann hier, er hat das Duval geliebt. Während Corona haben die beiden auch oft unsere Menüs nach Hause bestellt. Kurze Zeit später starb ihr Mann, wir haben dann im Duval die Trauerfeier für ihn gemacht.

Petri: Wir sind ja auch der Ort für die wichtigsten Wegmarken des Lebens. Wir kennen Paare, die sich bei uns verliebt haben. Wir haben Hochzeitsfeiern mit ganz viel Weiß und Leichtigkeit. Und wir leben die Trauer mit, wenn liebe Menschen von uns gehen.

C&W: Haben Sie mit dem Restaurant den Sinn Ihres Lebens gefunden?

Petri: Ich empfinde das als sehr sinnvoll, was wir machen. Die große Entdeckung der letzten Jahre war für mich, wie sich Eigenständigkeit anfühlt. Wir arbeiten bei unseren Speisen nur mit Produzenten aus der Region, mit Jägern, Fischern, dem Biohof Werder. Die kennen wir, wir helfen uns gegenseitig, da beschneit niemand den anderen. Das Gleiche mit den Gästen: Wir wollen, dass sie wiederkommen, da bringt es nichts, wenn wir versuchen, ihnen einmalig das Geld aus der Tasche zu ziehen. In diesem Sinne sind wir doppelt in Gemeinschaft: mit unseren Partnern und unseren Gästen. Gemeinschaft ist dabei das Zauberwort.



Das Gebäude war um 1910 ein Kolonialwarenladen.



Die Stadt ist seit Jahrzehnten ein beliebtes Ausflugsziel für Berliner.

Wir alle sehnen uns doch danach, dass jemand würdigt, was wir tun – dass wir gesehen werden.

C&W: Das kennen Sie als Schauspielerin sicherlich sehr gut.

Petri: Bin ich wichtig und bedeutsam? Das fragen sich alle in der Branche. Ich kann mich nicht beklagen, ich habe viel Anerkennung bekommen, aber mir wurde das mit den Jahren immer weniger wichtig. Ich bin in Venedig über den Teppich gelaufen und habe Preise bekommen, musste mir aber eingestehen: Das macht mich nicht zu einem glücklichen Menschen. Abends saß ich im Hotelzimmer und dachte: Hm, so fühlt sich das also an. Ich dachte, das würde mich mehr erfüllen. Es gibt natürlich auch die seltenen Ausnahmen, bei denen während eines Films eine richtige Gemeinschaft entsteht. Diese Erfahrungen habe ich immer als sehr befriedigend empfunden. Meist liegt es am Thema des Films, wenn Gemeinschaft gelingt. Jetzt versuche ich, mich von allem zu lösen, das mich um mich selbst kreisen lässt. Ich habe gemerkt: Je weniger egoistisch ich bin, desto zufriedener bin ich.

C&W: Wie leben Sie das aus?

Petri: Mit allem, was wir im Duval machen. Aber das reicht mir noch nicht. Ich würde gerne weitergehen, mit anderen zum Beispiel in den Wald ziehen, dort Häuser selber bauen und wirklich Gemeinschaft leben. Aber viele haben Angst davor. Egoismus geht ja nur in unserer modernen Gesellschaft, wenn alle Angebote da sind: Einkaufen kann man um die Ecke, Strom kommt aus der Steckdose, Gas fließt in die Heizung. Da muss man sich um nichts kümmern und kann sein einzelnes Leben leben. Das will ich aber nicht.

C&W: Wie ist das bei Ihnen, Herr Fichtner, ist das Restaurant Ihr Lebenssinn?

Fichtner: Ich bin sehr gerne Gastgeber und glücklich, wenn sich die Menschen im Duval begegnen und wenn es ihnen hier gut geht. Deshalb ja, das ist mein Lebenssinn. Ich empfind es auch als sehr beglückend, endlich einmal an dem Ort zu arbeiten, an dem ich lebe. Ich spüre den Ort und kann immer spontan reagieren. In einer kleinen Stadt wie Werder trifft man seine Gäste natürlich auch immer auf der Straße.

C&W: In welchen Tagen ist Weihnachten. Sie werden nicht in Werder sein, sondern auf Sansibar. Wie kommt das?

Petri: Zu Beginn der Corona-Zeit haben wir mehrere Monate auf Sansibar verbracht, und Juma, unser Guide, zeigte uns sein wunderschönes, riesiges Haus, das noch nicht fertiggestellt war. Wir haben uns zusammengetan, und so ist ein Gästehaus entstanden, ganz nah am Strand. Wir nennen es Duvalala.

Fichtner: Zwei Tage nach Weihnachten werden wir es eröffnen. Die ersten Gäste des Duvalala sind natürlich Stammgäste aus dem Duval in Werder.

Eine lebende Legende

Die Geschichte vom Christkind begeistert Kinder. Aber ist Flunkern nicht verboten? Warum nicht jede Unwahrheit eine Lüge ist VON HANNES LEITLEIN

Am Weihnachten erkaufen sich viele Eltern die strahlenden Augen ihrer Kinder mit einem schlechten Gewissen. Sie erzählen vom Weihnachtsmann, vom Christkind, von den Engeln, dem Schlitten, einer Geschenkfabrik am Nordpol – oft mit der Frage im Hinterkopf: Ist es richtig, mein Kind anzulügen für das bisschen Weihnachtszauber?

Und so drehen sich jedes Jahr wieder in der Vorweihnachtszeit etliche Artikel um Fragen wie: Lügen oder nicht lügen? Hilft die Flunkerei den Kindern, ihren Alltag zu bewältigen? Wann sollte spätestens damit Schluss sein? Wie umgehen mit älteren Geschwistern, die schon von der Wahrheit wissen? Da werden Studien bemüht und Psychologinnen befragt, die je nach Gusto sagen, wie schädlich oder dienlich die Weihnachtslüge für die Entwicklung der Kinder ist. Eltern sollen Kindern auf gar keinen Fall vom Weihnachtsmann erzählen oder unbedingt. Doch all diesen Texten und Überlegungen liegt ein Missverständnis zugrunde: Sowohl die biblische Weihnachtsgeschichte als auch all die Erzählungen, die sich daraus ergeben, sind keine Lügen, sie sind Legenden.

Weihnachten entzieht sich der Vernunft der Erwachsenen, ihnen bleibt nur, sich ganz auf die Logik der Kinder ein- und sich von ihrem Leuchten anstecken zu lassen.

Weihnachten ist ein genuin kindliches Fest, auch für Erwachsene. Das Rationale hat Winterpause. Und es ist ein Fest, Kinder dabei zu erleben, wie sie in dieses Mysterium eintauchen, wie sie sich auf jede noch so absurde Ausgestaltung einlassen. Selbst die erbittertesten Drinnies gehen plötzlich freudestrahlend nach draußen in die Dezemberkälte, um den Weihnachtsmann oder zumindest die Spuren seines Schlittens aufzuspüren. Und sie sind auch nicht böse, wenn er dann ausgerechnet in der Zwischenzeit bei ihnen zu Hause die Geschenke geliefert hat. An Weihnachten fangen Kinder selbst an zu leuchten, nicht weil alles daran unbedingt wahr ist, sondern weil Weihnachten von ihren Erfahrungen, ihren Hoffnungen und Träumen gedeckt ist. Dass ein alter Zausel durch den Kamin rauscht und ihnen Geschenke bringt, fasziniert sie. Genauso, dass Engel die Geburt eines Babys in einem Stall ankündigen. Die Kinder saugen diese Geschichten auf, weil sie funkeln, blitzen und sich nie ganz durchschauen lassen; weil sie von der Liebe erzählen, von Hingabe und Zuneigung.

Kinder suchen diese Ausflüchte aus den sonst oft so rigorosen Wahrheiten der Erwachsenen – und zwar nicht nur an Weihnachten. Sie erfinden unsichtbare Bekannte oder gleich ganze Welten, in denen ihnen keine Grenzen gesetzt sind. Der Schweizer Entwicklungspsychologe Jean Piaget ordnete diese »magische Phase« bei Kindern im Alter von etwa zwei bis kurz vor Schulbeginn mit sechs Jahren ein. Wenn eine Geschichte noch während des Erzählens weiterentwickelt wird, hören sie besonders gebannt zu. Kuschtierchen führen in ihren Augen ein gewisses Eigenleben, in ihren Geschichten können manche Tiere sprechen, die sich manchmal wiederum andere Tiere halten, die nicht sprechen können. Logisch ist das nicht. Weil sie sich alles merken müssen, sind sie selbst lesen und schreiben können, sind sie auch noch offener für jede noch so unwahrscheinliche Weiterentwicklung. Das Übernatürliche hat in ihren kleinen Köpfen noch mehr Raum, weil sie dessen Existenz noch nicht widerlegt glauben. Kinder sind in diesem Alter mit den Gesetzen noch nicht vollends vertraut, weder mit den rechtlichen noch mit den naturgegebenen. Sie loten die Grenzen der Welt aus und die ihrer Mitmenschen, indem sie sie dauernd überschreiten. Weihnachten ist das Fest einer solchen Grenzüberschreitung, die jegliche Grundfesten des Lebens infrage stellt.

Dennoch lassen sich Kinder nicht alles erzählen. So leichtgläubig sie sind, so feinfühlig sind sie für den schmalen Grat zwischen Legende und Lüge. Sie merken, wenn etwas in ihrem Sinne unwahr ist. Die magische Phase ist eben auch die Zeit, in der

Kinder den Unterschied begreifen zwischen einer guten, weil lebensbejahenden Erzählung und dem Gegenteil, der Lüge.

Was aber unterscheidet die Legende von den alternativen Fakten, die uns Reichsbürger, Esoteriker und andere Scharlatane versuchen weiszumachen? Ihr – um in der religiösen Sprache zu bleiben – Toteskult ist eben gerade nicht vergleichbar mit den Weihnachtsgeschichten, nur weil beide naturwissenschaftlichen Methoden zuwiderlaufen. Die Legende unterscheidet sich vom Fake dadurch, dass sie nicht Halbwahrheiten als Wahrheit ausgibt, sondern einen wahren Kern hat. Dieser wird überhöht, ausgeschmückt und bis ins Fantastische überzeichnet, doch im Gegensatz zur Lüge bewahren sich Legenden und Mythen im Leben der Menschen. Der Theologe Rudolf Bultmann hat es so beschrieben: Sie beschäftigen sich nicht mit der äußeren Welt, sondern mit dem Platz des Menschen in dieser. Der Mythos beschreibt die Welt nicht nach naturwissenschaftlichen Kriterien, sondern erzählt von den Erfahrungen des Menschen darin. Ohne Sagen, Legenden und Mythen jedenfalls hätten wir philosophiegisch wohl nie ein Instrumentarium herausgebildet, um ebendiese Mythen zu hinterfragen.

Für die Plausibilität der Legende ist jedoch etwas anderes nötig als ein gewisser Wahrheitsgehalt – und hier wird es für die

Erziehungspraxis wieder spannend: Die Legende bewahrt sich in Beziehungen auf Augenhöhe. Sie lädt zum Weiterspinnen ein und zum Mitmachen. Sie verkommt zur Lüge, wenn sie nicht gelebt wird. Wenn Kinder zu spüren kriegen, dass der Weihnachtsmann den Erwachsenen nur dazu dient, dass werden aus leuchtenden Augen sehr schnell angstvolle Gesichter. Die Figur des Knecht Ruprecht wird aus gutem Grund zunehmend von der Bühne verdrängt. Die Legende setzt ein vertrauensvolles Verhältnis voraus, in dem die Geschichte nicht nur bloße Geschichte bleibt. Ihr Gehalt muss sich auch in Taten widerspiegeln. Von Gutmütigkeit, Großzügigkeit und Gnade nur zu schwafeln ist falsch.

Umso wichtiger ist eine Auseinandersetzung mit den Figuren der Geschichten. Wenn sie lebendig bleiben sollen, müssen sie ständig hinterfragt werden. Das ist die Aufgabe der Erwachsenen. Was Mythen anrichten, wenn diese Kritik ausbleibt, demonstrieren einige Religiöse zuverlässig. Aufgabe der aufgeklärten Gesellschaft ist deshalb, dem Zweifel Raum zu schaffen. Der Weihnachtsmann etwa muss sich die Frage gefallen lassen, ob ein alter weißer Mann wirklich die beste Figur ist, da noch immer vor allem Frauen die Geschenke besorgen. Ist das geschlechtslose Christkind nicht vielleicht das bessere Sinnbild? Diese Kritik richtet sich allerdings weniger gegen die Legende als vielmehr gegen die Männer, die sich traditionell fein raushalten.

Selbstverständlich gibt es den Weihnachtsmann oder das Christkind faktisch nicht. Auch ist fraglich, welcher Teil der ursprünglichen Weihnachtserzählung – die ja noch etwas mehr ist als eine Legende – wahr ist im Sinne der Wissenschaft. Das ein oder andere Detail mag historisch so geschehen sein, doch für die allermeisten Weihnachtsgläubigen dürfte es kaum eine Rolle spielen, ob nun Ochs und Esel tatsächlich mit von der Stallpartie waren oder ob sie nur eine wünschenswerte Ergänzung darstellen. Das macht die Legende aber nicht einfach zu dummem Zeug. Berührend ist die Erzählung um das Kind in der Krippe und alle sich daran anschließenden Geschichten ja nicht in erster Linie, weil das Kind tatsächlich exakt am Ort der heutigen Geburtskirche in Bethlehem geboren ist, sondern weil es für sich in Anspruch nimmt, Gott selbst zu sein.

Anstatt also im Glauben zu leben, Weihnachten sei eine kindische Lüge, ihre Entlarfung nur eine Frage der Zeit, sollten Erwachsene sich selbst womöglich nicht allzu sicher sein mit ihren Wahrheiten. An Weihnachten selbst Kind zu werden, das hätte jedenfalls etwas Göttliches.